

Hier waren Kreativtäter am Werk! Diese Beilage gestalteten acht Praktikanten von **creativevillage 19**. Für ein halbes Jahr sorgen die jungen Medientuzis mit ihren kreativen Ideen für Furore in Berlin. Neben ihren jeweils zweimonatigen Praktika bei taz, UFA und der Werbeagentur Scholz & Friends Berlin entwerfen sie eine PR-Kampagne und drehen einen Kurzfilm. Mehr über die Kreativtäter gibts im Internet unter <http://kreativtaeter.twoday.net>

AUSZEIT

HALT! ATMEN SIE MAL KRÄFTIG DURCH.

Sie liegen am Strand. Sie hören Meeresrauschen, die Sonne scheint Ihnen sanft ins Gesicht und der Wind streicht leise durch die Palmen. Sie schmecken Salz auf Ihren Lippen. Ihre Gedanken kreisen um nichts. Höchstens um die Frage, wann es wieder Zeit ist, sich umzudrehen. Sie sind angekommen – in der Auszeit, nach der sich so viele sehnen.

Schade, denken Sie jetzt sicher. In Wirklichkeit sitzen Sie vielleicht gerade in einer überfüllten S-Bahn und sind auf dem Weg zur Arbeit. Vielleicht spülen Sie auch gerade ein trockenes Brötchen mit einer Tasse Instant-Kaffee runter. Oder Sie sitzen vielleicht gerade auf der Toilette und versüßen sich die Notdurft mit dieser kleinen Lektüre.

Kein Grund zu verzweifeln. Es braucht kein Südseepanorama, um eine Auszeit zu genießen, wie folgendes Beispiel aus Berlin beweist: Es ist ein Samstag im Januar, kurz vor neun Uhr abends. Im Foyer einer Sparkassenfiliale am Prenzlauer Berg herrscht Ausnahmezustand. Rund 60 Partywütige haben ihre Jacken in die Ecke geschmissen und tanzen wild zu lauten Elektrobeats. Ein DJ hat sein Mischpult und Boxen aufgebaut, auf den Geldautomaten stehen halbvolle Bierflaschen. Nur die Discokugel fehlt. Nach knapp einer halben Stunde unterbricht die Polizei jäh diese ungewöhnliche Auszeit. „Los! Wir gehen zur Deutschen Bank“, tönt es nach der Räumung durch die Menge.

Jeder Tag hält verschiedene Arten von Auszeiten bereit. Ob Sie der Genuss mundgerechter Wurststückchen in scharfer Soße in meditative Ruhe versetzt, das Gebet in der Kirche zu Ihrem täglichen Ritual gehört oder Sie am besten einschlafen können, wenn Sie mit 80 km/h über die Autobahn donnern. Ihrer Kreativität sind keine Grenzen gesetzt.

Aber jetzt lehnen Sie sich erstmal zurück und genießen Sie noch dreieinhalb Seiten Erholung vom Alltag.

Wir wünschen Ihnen eine schöne Auszeit!

creativevillage 19



Esther Suave www.estrales.de

Auszeittipps

1. Fressen Sie sich einen Döner raus an! Aber nicht zu viel scharf, denn das hält wach.
2. Lassen Sie sich eine professionelle Gehirnwäsche von Scientologen verpassen. Dann haben Sie endlich mal die Festplatte gereinigt. Neuerdings auch in Berlin.
3. Stellen Sie einen Koffer mit laut tickendem Wecker vor die amerikanische Botschaft. Sie können es sich dann bei Ihrer zweitägigen Auszeit im Gefängnis so richtig gut gehen lassen.
4. Leihen Sie sich von Nachbarn und Freunden möglichst viele Wasserkocher und verwandeln Sie Ihre Wohnung in ein orientalisches Dampfbad.
5. Streifen Sie sich ein T-Shirt mit der türkischen Nationalflagge über und laufen Sie lauthals „Nazis Raus“-rufend durch Schwerin oder Magdeburg. Ihre mehrmonatige Auszeit beginnt umgehend im nächsten Krankenhaus.
6. Fahren Sie nach Wien und lassen Sie sich vom nächstbesten Priklopil die Kellerräume zeigen. Ihre rekordverdächtige Auszeit können Sie später meistbietend an die Medien verschachern.
7. Lassen Sie sich einmal so richtig gehen. Überraschen Sie Ihren Partner ungeduscht, mit Mundgeruch und stinkenden Tennissocken. Sie/Er wird Sie garantiert in Ruhe lassen.
8. Gewinnen Sie die nächste Staffel von *Deutschland sucht den Superstar* – danach ist mit Sicherheit nichts mehr von Ihnen zu hören.
9. Schmuggeln Sie Heroin in kleinen, dünnen Plastikbeutelchen, die Sie zuvor runtergeschluckt haben. Vorteil: Die Auszeit trifft Sie garantiert überraschend.
10. Zum Abschluss die einfachste, aber effektivste Übung: stellen Sie Ihre Uhr einfach mal drei Stunden zurück und genießen Sie die gewonnene Zeit.

Bollywood INDISCHES KINO ALS NAHERHOLUNGSGEBIET

Auf der Leinwand tanzen 50 indische Schönheiten, ihre Saris leuchten in den grellsten Farben. Im Kinosaal springen junge Mädchen, Mütter und alte Frauen von ihren Stühlen auf. Sie singen und tanzen eifrig mit. Sogar die Männer bewegen sich im Takt der Musik. Als die fünfminütige Tanzeinlage in dem Bollywoodstreifen „Kabhi Khushi Kabhie Gham“ vorbei ist, lassen sich die Zuschauer erschöpft auf ihre Plätze fallen. Durchatmen bis zur nächsten Tanzszene. Inzwischen geht die tragische Geschichte um Yash und Anjali weiter.

Die Kinobesucher haben für den dreieinhalbstündigen Film vorgesorgt und packen die vielen Leckereien, wie Samosas, Chapatis und Lassis, aus.

Bollywood steht für paradiesische Traumwelten. Die Drehbücher ähneln Märchen, in denen immer das Gute siegt. Die Protagonisten sind reich, schön und erfolgreich. Zehntausende Inder träumen sich täglich in eine Welt fern ihrer eigenen Realität. Das

Hauptpublikum bilden die Mittel- und Unterschichten im hinduistisch geprägten Vielvölkerstaat. Eintrittskarten gibts ab 20 Cent.

Schon in den Vierziger Jahren, der Zeit der Industrialisierung und Urbanisierung, bot das Kino dem indischen Publikum die Möglichkeit, für ein paar Stunden dem Alltag zu entfliehen. Die Bauern und Dorfbewohner, die in die Städte kamen, sehnten sich nach einem unkomplizierten Leben mit alten Traditionen und Moralvorstellungen. Damals wie heute suchen die Menschen im Kino nach diesem verlorenen Stück Heimat – und finden in der bunten Welt der Leinwandhelden einen guten Kontrast zum grauen und harten Alltag in den Megastädten wie Bombay und Kalkutta.

Aber nicht nur frustrierte Großstädter flüchten in die heile Kinowelt. Damini Daudel sagt: „Auch in Dörfern, wo das Leben teils sehr beschwerlich ist, hilft der Hindi-Film, dem Alltag zu entkommen.“ Die Halbindeerin wuchs in Delhi

auf und lebt heute in der Schweiz. „Es ist für den Westler bestimmt ein seltsames Bild, wenn er in ein Dorf aus Lehmhütten kommt: Neben den offenen Feuerstellen und dem festgestampften Lehmboden thront der Fernseher in der Hütte.“

Der Begriff Bollywood entstand in Anlehnung an die US-Traumfabrik Hollywood. Das B steht für die indische Filmmetropole Bombay. Jedes Jahr werden hier mehr als 200 Filme produziert. Inhaltlich vereint der indische Mainstreamfilm neben den vielen Gesangs- und Tanzeinlagen verschiedene Elemente wie Liebe, Zorn, Heldentum, Komik und Trauer. Ein wichtiger Erfolgsfaktor sind auch die Landschaftsaufnahmen – nicht selten wird dafür in Europa gedreht. Die Filme sind so bunt und vielfältig wie der indische Subkontinent mit seinen unzähligen Sprachen, Volksgruppen, Religionen und Kulturen.

Überraschend bunt ist auch das indische Kinopublikum. Mütter mit ihren Säuglingen auf dem Arm, ölver-

schmierte Arbeiter und alte Menschen, die mit Krückstock ins Kino humpeln. Ganz anders als hierzulande, wo man für ein kurzes Rascheln der Chipstüte ein böses „Psssst!“ kassiert, ist der Kinobesuch in Indien ein geselliges Durcheinander. Die Zuschauer fiebern mit den Darstellern mit, sie rufen Ratschläge in den Saal und warnen die Leinwandhelden bei drohender Gefahr. Die Songs werden schon lange vor dem Filmstart in den Radiostationen rauf und runter gespielt. Kommen die Lieder gut an, wird auch der Film ein Kassenschlager.

Auch Auslandsinder fern der Heimat gönnen sich häufig ihre mehrstündige Auszeit vom Alltag. Für die sogenannten Non-resident Indians, wie in Großbritannien und den USA, steht aber weniger die Flucht vor den tristen Lebensbedingungen im Vordergrund. Sie tauchen eine Filmlänge lang aus der westlichen Hemisphäre in indische Welten ein – und sind so den Traditio-

nen, Gebräuchen und der Kultur ihrer Heimat ein Stückchen näher.

Der indische Zuschauer sieht die Filme nicht als Abbild der Wirklichkeit. Vielmehr sind die Bollywoodfilme Variationen der Geschichten der Mahabharata und Ramayana, den indischen Nationalen. Dem westlichen Zuschauer ist die Anlehnung an die mythologischen Geschichten oft nicht bekannt. Er versteht daher viele der Metaphern und Hinweise nicht. Für ihn sind die Filme oberflächlicher Kitsch mit einer gehörigen Portion Realitätsverlust.

Befremdlich für den hiesigen Kinobesucher wirkt daher auch die Opfergabe der Fans an ihre Filmstars. Räucherstäbchen und Blumen am Fuße der Leinwand sind in Indien nichts Außergewöhnliches.

Pouyeh Ansari



Der Reiz des Verbotenen: Kerstin Ruzsynski beim Zubereiten einer Currywurst.

Um die Wurst PHILOSOPHIERN IN DER IMBISSBUDE

„Einmal Currywurst scharf mit Pommes, bitte“, sagt Kerstin Ruzsynski hinter dem Tresen bei Bier's Imbiss in der Friedrichstraße in Berlin. Sie überreicht ihrem Kunden den dampfenden Teller. „Eigentlich esse ich ja gar kein Fast-food“, sagt der 50-jährige Geschäftsmann und schiebt genüsslich ein mit Ketchup überzogenes Wurststückchen in den Mund. Er kommt aus Heidelberg. Nur in Berlin gönnt er sich eine Currywurst. „Das ist der pure Genuss“, sagt er. „So kann ich in eine andere Welt eintauchen.“ Und das sieht man ihm an.

Der Dunst von Frittierfett und die orange-blau geblümete Wachstischdecke lassen ihn in seinem schwarzen Kaschmir-Mantel, unter dem ein weißes Hemd mit Krawatte hervorblitzt, etwas deplatziert wirken. Andächtig spießt er abwechselnd Wurststückchen und Pommes auf seine blaue Plastikgabel und blickt aus dem Fenster. In Gedanken versunken schmunzelt er vor sich hin.

Berlin ist berühmt für seine Currywurst. „Wir verwenden eine Wurst in speziellem Darm und keine simple Bockwurst, wie in fast allen anderen Städten“, sagt Kerstin fachmännisch. Sie kennt sich aus in diesem Geschäft. Seit mehr als 25 Jahren steht die 43-jährige gemeinsam mit ihrer Schwester Beatrice hinter dem Grill. Die routinierten Bewegungen, insbesondere die zackige Schneidetechnik, machen Eindruck.

Es ist Mittwochmittag, kurz nach eins. Beim Stehimbiss unter der S-Bahn-Brücke herrscht Hochbetrieb. Zwölf hungrige essen auf 15 Quadratmetern. An der Kasse hat sich eine Warteschlange quer durch den Raum gebildet, die bis auf die Straße reicht. Es ist stickig,

ab und zu zischt das brutzelnde Fett und alles riecht nach Gebratenem.

Die Currywurst ist der perfekte Snack für zwischendurch, kostet nicht viel und ist noch dazu unkomplizierter zu vertilgen als ein sperriger Döner Kebap. Aber das scheinen für die Gäste bei Bier's Imbiss nicht die einzigen Gründe zu sein.

Die 22-jährige Lisa isst hier jeden Tag in ihrer Mittagspause Currywurst mit Pommes rot-weiß. „Ganz besonders gefallen mir die Teller“, sagt die schlanke Frau mit dem blonden Pferdeschwanz und schaut liebevoll auf die 70er-Jahre-Porzellanteller, die mit Blumenornamenten verziert sind. Das ist Standard bei Bier's.

Für ihren Freund Tilo hat Currywurst etwas mit Lifestyle zu tun. „Die Location ist ein echter Geheimtipp, man kommt sich hier richtig cool vor“, sagt er überzeugt und rückt den Gurt seiner Kunststoffummhängetasche zurecht. Der 32-Jährige hat schon viele Leute bei einem, wie er es nennt, „Currywurstgespräch“ kennen gelernt. „Ich schreibe Gedichte und versuche sie überall an den Mann zu bringen“, erzählt er weiter.

Auch Hanna aus Hamburg liebt Bier's Imbiss. Die 50-Jährige Krankenschwester hat einen der begehrten Fensterplätze ergattert und lehnt lässig an ihrem Stehtisch. Den Teller mit den beiden Currywürsten vor ihr beachtet sie kaum. Spannender findet sie die Menschen, die vor der Fensterscheibe vorbeieilen. „Es ist ein bisschen wie Fernsehen hier“, sagt Hanna fasziniert ohne den Blick abzuwenden.

Aus den Musikboxen rechts und links oberhalb des Grills ertönt der Song

„Hungry Eyes“. Doch keiner kümmert sich darum, in Bier's Imbiss sind alle Augenpaare auf die Currywürste gerichtet.

Der 29-jährige Axel, der sich gerade mit drei Freunden an einen Tisch in der Mitte des Imbiss' gestellt hat, trägt sich sein wöchentliches Date mit der Currywurst dick in seinen Terminkalender ein. „Das ist mein Pausenritual“, sagt der Werber, der den Besuch in der Currywurstbude vor allem genießt, weil er dort mal andere Menschen trifft als die von oben bis unten gestylten Kollegen. Es sei der Reiz des Verbotenen, der ihn immer wieder zu der Wurst mit der scharfen, roten Soße führe. „Currywurst ist eine Sünde“, sagt er und fährt sich durch die kinnlangen Locken. „Und sogar Champagner bekomme ich hier.“

Boris sind die goldgelben Pommes Frites viel lieber als die Currywurst. Er bestellt sich gerade eine doppelte Portion. „Ich esse jeden Tag Pommes, immer mit viel Salz und Mayonnaise. Dabei kann ich alles vergessen“, sagt der schlaksige Mann und grinst. Der Experte ist bestens gerüstet. Er zieht eine große gelbe Tube aus seiner Manteltasche und verteilt großzügig Mayonnaisestreifen auf seinem Essen. „Man kann ja nie wissen, wann man Gelüste auf Pommes bekommt.“ Und bestellt noch eine Portion.

Auch Kerstin Ruzsynski packt nach fast 30 Jahren zwischen Friteuse und Curryketchup abends noch immer die Lust auf Wurst. Entspannung und Genuss ruft eine Currywurst bei ihr aber nicht mehr hervor. „Da lege ich mich doch lieber in die Badewanne.“

Katharina Söchtig

Sekundenschlaf DÖSEN BEI TEMPO 80

Schon wieder! Erich Fahrenkamp braust an der angesteuerten Autobahnausfahrt vorbei. Der Fernfahrer hat nicht vergessen rechtzeitig zu bremsen, er ist schlicht eingenickt: Sekundenschlaf bei Tempo 80.

Tag für Tag kartt der Oldenburger mit seinem 40-Tonnen-LKW Lebensmittel und Baumaschinen quer durch Deutschland. Pro Schicht legt er bis zu 800 Kilometer zurück. Immer öfter stellt sich der 58-Jährige dabei die Frage: „Mensch, warum bist du denn so müde?“ Obwohl er die ganze Nacht tief und fest geschlafen hat, muss er am nächsten Tag bereits nach dem Frühstück gähnen und sich nach zwei Stunden Fahrt erschöpft in der Fahrerkabine hinlegen. Meist ohne Erfolg. Genauso wenig bringt es, die Fenster zwecks Dauerfrischluftzufuhr runterzukurbeln.

Erich Fahrenkamp leidet am Schlafapnoe-Syndrom. Zwischen ein und zwei Prozent der Gesamtbevölkerung leben mit dieser gefährlichen Schlafstörung – die meisten, ohne es zu wissen. Bei Männern im Alter zwischen 30 und 65 Jahren liegt der Anteil der Betroffenen mit fünf bis zehn Prozent sogar noch höher. Der VdK Fachverband Schlafapnoe schätzt, dass Brummfahrer mit unbehandelter Schlafapnoe ein bis zu siebenfach erhöhtes Unfallrisiko haben.

„Die Augen beginnen zu jucken und plötzlich werden die Augenlider schwer“, beschreibt der Fernfahrer seine Müdigkeitsattacken. „Unbewusst schalte ich dann wie in Trance einen Gang zurück, obwohl es gar nicht notwendig ist.“ Und immer öfter verpasst er eine Ausfahrt.

Laut der Deutschen Verkehrswacht lässt sich jeder vierte Unfall auf Sekundenschlaf zurückführen. Zu den Risikogruppen gehören neben Schichtarbeitern und Partytigern nach einer langen Disconacht vor allem die bundesweit 917.000 Berufskraftfahrer. Offen über dieses Risiko sprechen wollen die Wenigsten: „Kaum einer meiner Kollegen

gibt es zu“, sagt Erich Fahrenkamp. „Es könnte ja auch ein Kündigungsgrund sein.“

Er selbst hat verdammt viel Glück und bleibt unfallfrei. Im Jahr 2000 zieht er die Notbremse. Eher zufällig. Wegen seiner ständigen Halsschmerzen lässt er sich von seiner HNO-Ärztin untersuchen. Sie schickt ihn ins Schlaflabor. Dort wird er mit Geräten verkabelt, die seinen Schlaf dokumentieren: Sie messen die Augenbewegungen, die Atmung und den Sauerstoffgehalt im Blut. 96 Mal ist Erich Fahrenkamp in dieser Nacht „praktisch tot“, wie er sagt. 96 Mal setzt sein Atem aus, sein Gehirn bekommt zu wenig Sauerstoff.

Die Diagnose lautet: Schlafapnoe-Syndrom. Die einige Sekunden langen Atemaussetzer können pro Nacht mehrere hundert Mal auftreten und machen sich durch lautes und unregelmäßiges Schnarchen bemerkbar. Der Körper steuert jedes Mal mit einer Weckreaktion gegen, um sich vor dem drohenden Ersticken zu schützen. Erholsamer Schlaf sieht anders aus.

Heute geht Erich Fahrenkamp jeden Abend mit CPAP (Continuous Positive Airway Pressure) ins Bett. Die sperrige Abkürzung steht für kontinuierlichen Atemwegsüberdruck. Eine speziell angepasste Gummimaske hält Nase und Mund offen, angesaugte Luft gleicht das Defizit an Sauerstoff aus. Nicht nur Erich Fahrenkamp schwärmt von seiner „neu gewonnenen Lebensqualität“, auch seine Frau ist begeistert: Sein Schnarchen ist dem gleichmäßigen, leisen Geräusch des CPAP-Gerätes gewichen.

Seit zwei Jahren genießt Fahrenkamp den Ruhestand. Mehrmals pro Monat springt der mittlerweile 65-Jährige noch bei seiner alten Firma ein und fröhnt seiner Leidenschaft als „König der Straße“. Der blinde Passagier namens Müdigkeit fährt nicht mehr mit.

Martin Langeder

Hinter Gittern Wo ZEIT BEDEUTUNGSLOS WIRD

Ich nehme eine Auszeit von der Gesellschaft, vom Leben. Wegen Mordes bin ich zu einer lebenslänglichen Freiheitsstrafe verurteilt worden. Seit 22 Jahren bin ich in der Justizvollzugsanstalt Tegel eingesperrt. Die Tage bis zur Entlassung zähle ich nicht. Wieso auch? Oft weiß ich nicht mal, ob Montag oder Mittwoch ist. Zeit ist hier nicht wichtig. Der Tagesablauf ist immer derselbe. Ich werde um 6.30 Uhr geweckt, rücke zwanzig Minuten später zur Arbeit aus. Um 11.30 Uhr ist Mittagspause, kurz darauf werde ich zur Zählung in die Zelle geschlossen. Um genau 12.15 Uhr gehts wieder an die Arbeit. Bis exakt 15.10 Uhr, dann darf ich raus in den Gefängnishof. Danach wird nochmal gezählt. Um 17.15 Uhr gehe ich zur Bastel- oder Bibelgruppe. Punkt 21.45 Uhr fällt die Zellentür wieder ins Schloss – bis der Knastalltag am nächsten Morgen weitergeht. Am Ende der Woche quält mich immer die Frage: War die Woche gut, weil ich sie hinter mir habe, oder schlecht, weil ich wieder eine Woche meines Lebens vergeudet habe. Geburtstage werden hinter Gitterstäben nur selten gefeiert. Im Gefängnis bleibt dir nichts. Außer Zeit. Die habe ich genutzt. In meinen 22 Jahren in Tegel habe ich meinen Realschulabschluss gemacht und eine Lehre zum Energieelektroniker draufgesetzt. In den Räumen der

Anstalt war ich Verkäufer, Wäscher, Tischler, Drucksetzer und Archivar. Nun arbeite ich in der Redaktion unserer Gefängniszeitung. Mein Job ist eine neue Herausforderung, in der ich etwas eigenverantwortlich auf die Beine stellen kann. Die Arbeit ist eine Erholung – oft nehme ich den Knast dann gar nicht mehr wahr.

Man muss sich irgendwie von der Anstalt abnabeln, sonst geht man kaputt. Der Geist ist schließlich frei. Seit zehn Jahren pflanze ich meine Aquarienfische in unserem Gruppenraum. Sie lassen mich den erdrückenden Gefängnisalltag vergessen. Viele Häftlinge leben nur noch im Knast-rhythmus und kriegen nichts mehr vom normalen Leben mit. Manche Gefangene resignieren auch, wenn sie keine Chance auf eine Entlassung mehr sehen – irgendwann verliert jeder den Mut. Und andere sind schon ihr ganzes Leben hinter Gittern und wollen gar nicht mehr raus. Sie kennen nichts anderes und sterben im Gefängnis. Auch mich hat meine lange Haftzeit geprägt. Ich werde mich aber nie an dieses Leben gewöhnen. Ich vermisse die Freiheit. Und ich will dafür kämpfen. Hafturlaub wird mir noch nicht gestattet, aber hin und wieder darf ich kurz raus. Jenseits der Mauern besuche ich zur Zeit einen Computerkurs und bin in sozial therapeutischer Behandlung. Ab und zu darf ich auch zu Veranstaltungen des örtlichen Aquarieneins gehen. Meinen ersten Freigang hatte ich im vergangenen Oktober. Das Tor ging auf – und ich stand plötzlich in der Freiheit. Das war ein unvorstellbares Glücksgefühl. Es hat mich bestätigt, dass ich den richtigen Weg eingeschlagen habe. Ich werde es schaffen. Nico Pointner sprach mit einem 45-jährigen Gefangenen der JVA Tegel.

Zeit empfinden „MAN DARF SICH VON DER HEKTIK NICHT ANSTECKEN LASSEN“, RÄT ZEITEXPERTE OLAF GEORG KLEIN

Herr Klein, ich bin 24 Jahre alt. Warum ist für mich das Jahr 2006 so viel schneller vergangen als zum Beispiel das Jahr 1988?

Wenn Sie sechs Jahre alt sind und ein Jahr vergeht, dann ist das ein Sechstel Ihres Lebens. Wenn Sie aber 24 Jahre alt sind, dann entspricht ein Jahr einem 24-stel Ihres Lebens. Das heißt, die Relation der gelebten Jahre verändert sich. Außerdem verbringen Sie heute immer weniger zusammenhängende Zeit konzentriert an einem Punkt arbeitend. Dazu kommt die Beschleunigung aller möglichen Vorgänge, die obendrein noch parallel ablaufen. Das alles führt dazu, dass wir uns extrem gehetzt und gejagt fühlen und die Zeiträume in der Erinnerung schrumpfen. Je abwechslungsreicher und je kürzer die Tätigkeiten sind, desto kürzer erscheint einem im Nachhinein auch der Tag, die Woche, der Monat und schließlich auch das Jahr.

Hilft da ein besseres Zeitmanagement?

Man kann Zeit grundsätzlich nicht managen. Das ist ein Grundirrtum des sogenannten Zeitmanagements. Man kann nur Tätigkeiten managen. Man kann Tätigkeiten anders organisieren, sie anders einteilen, ihre Geschwindigkeit verändern. Der Zeit ist es aber

ziemlich egal, was wir tun. Sie lässt sich auch von unseren Managementvorstellungen nicht beeinflussen.

Was schlagen Sie stattdessen vor?

Man müsste so etwas wie eine Zeitsouveränität entwickeln. Das heißt: Bewegung und Ruhe in eine Balance bringen. Und nicht versuchen in schon relativ optimierte Bewegungs- und Handlungsabläufe noch mehr hineinzupressen. Das führt letzten Endes zu einer noch größeren Beschleunigung. Es geht nicht darum, Zeit zu sparen, was sowieso nicht funktioniert, sondern sich sinnvoll in der eigenen, inneren Geschwindigkeit mit Dingen auseinanderzusetzen und zu handeln.

Sie engagieren sich im „Verein zur Verzögerung der Zeit“ – lässt sich denn die Zeit wirklich aufhalten?

Nein, natürlich nicht. Aber die Zeit, wie wir uns das landläufig vorstellen, existiert sowieso nicht. Wenn wir von Zeit sprechen, vergleichen wir immer zwei unterschiedliche Bewegungen und die kann man verzögern – aber die Zeit an sich nicht.

Welche Bewegungen kann man verzögern?

Alle. Man kann mit Slow-Food das Essen verzögern, mit Meditation die Gedanken. Man kann langsamer gehen

und langsamer schreiben. Wenn man Tempo raus nimmt, werden die Aktionen automatisch tiefer und intensiver.

Wie sieht eine perfekte Auszeit aus?

Das kommt darauf an. (lacht) Ein Basketballer wird sich in den zwei Minuten Auszeit die Waden massieren lassen, ein Vorstand in seiner halbstündigen Auszeit pro Tag über Schwerpunkte seiner Arbeit nachdenken. Es muss auf jeden Fall etwas anderes passieren als in der In-Zeit: die Auszeit ist entweder langsamer, sie bezieht sich auf eine andere Ebene oder die Aufmerksamkeit geht in eine andere Richtung oder der Rhythmus verändert sich.

Wie halten Sie es selbst mit der Auszeit?

Ich muss an bestimmten Punkten extrem schnell sein. Sehr viel schneller, als es eigentlich meinem inneren Rhythmus entspricht. Mein Gegenmittel: Ich nehme mir ganz bewusst Auszeiten. Ich baue Zeitpuffer ein und kreierte Zeiträume, in denen ich keine Aufträge abarbeite, sondern mich zurückziehe, um zu reflektieren, nachzudenken und mich wieder zu zentrieren. Dadurch schaffe ich in Summe gesehen eine Durchschnittsgeschwindigkeit, die mir entspricht. Wobei es auf der einen Seite extreme Spitzen gibt, und auf der anderen Seite auch extreme Auszeiten.

Woran erkennt man, dass man ein Zeitproblem hat?

Normalerweise kann man gar kein Zeitproblem haben, weil jeder Tag für alle Menschen 24 Stunden hat. Nichts ist gerechter verteilt als die Zeit. Man darf die Zeit aber nicht mit der Uhr gleich setzen. Hinter dem vermeintlichen Zeitproblem steckt vor allem die Unfähigkeit sich zu organisieren, sich klar abzugrenzen und sich Auszeiten zu schaffen – aus Angst, etwas zu versäumen.

Wenn wir aber einmal Zeit haben, wissen wir gar nichts damit anzufangen.

Klar, wenn wir eine extreme Arbeitsbelastung plötzlich auf Null stellen, kommen wir natürlich erst einmal ins Trudeln. Genauso wie man bei einer Vollbremsung bei 200 km/h auf der Autobahn ins Schleudern kommen kann. Die Lösung lautet: das eigene Leben so zu strukturieren, dass man angenehm in und mit der Zeit lebt. Einfach nichts zu tun, geht ohnehin nicht, denn wir machen immer irgendetwas. Wenn wir aber nicht üben auch unsere freie Zeit zu strukturieren, dann ist es wie mit allen Sachen: Dann stehen wir plötzlich ein bisschen hilflos im Raum und in der Zeit herum – und wissen nichts mit

uns anzufangen und stellen wieder den Fernseher an.

Das heißt, die Muße wieder zu entdecken?

Ja, die Muße und den Müßiggang, der damit eng zusammenhängt. Man darf sich nicht von der oberflächlichen Hektik anstecken lassen. Einmal nicht zielgerichtet auf etwas zulaufen, sondern sich treiben und verführen lassen. Das heißt: sich der Ereigniszeit anzuvertrauen und nicht so sehr der Uhrzeit hinterher zu rennen.

Die Quintessenz zum richtigen Umgang mit Zeit lautet also: Einfach Spaß am Leben haben?

Auf jeden Fall, wenn man damit eine Leichtigkeit und Unverkramptheit im Umgang mit sich und mit der Zeit verbindet. Wenn aber Spaß im Sinne von Spaßgesellschaft verstanden wird – von einem Event zum anderen zu hopsen und sich dabei unendlich abzuheizen – dann wird aus dem Spaß ganz schnell neuer Stress.

Interview: Martin Langeder

Olaf Georg Klein, 51, arbeitet als Autor und Personalcoach in Berlin. Er ist Mitglied im „Verein zur Verzögerung der Zeit“.



Endlich darf „Muschi“ sich auch mal freuen. Spätestens im Herbst hat Karin Stoiber viel Freizeit. Den Herd übernimmt dann der Bayernfürst a. D. „Wer in der Küche steht, muss die Hitze auch ertragen. Sonst hat er in der Küche nichts zu suchen“, verkündete er kürzlich. Mahlzeit!



Endlich sind wir ihm los! Nachdem das peinliche „Samson aus der Sesamstraße“-Derivat Goleo zuerst mit seinem Komplizen Pille seine Herstellerfirma in den Ruin getrieben hat, wird es momentan in Italien vermutet. Dort lauert das Gaunerpäarchen nun einsamen Modedesignern auf, um endlich eine Hose für das Zottelvieh zu ergattern.

Gott verlassen ALLTAG IN EINER BERLINER KIRCHE

Josefs große dunkelbraune Augen sehen traurig aus. Er steht mit Maria links neben dem Altar und blickt auf leere, rotbraune Kirchenbänke. Eine unheimliche Stille beherrscht den mehr als hundert Jahre alten Raum. Die lebensgroße Steinfigur muss sich alleine fühlen. Nur selten zieht es Gläubige in die Kirche St. Nikolas.

Vielleicht liegt das katholische Gotteshaus in Berlin-Friedrichshain einfach zu ungünstig. Von hohen, grauen Wohnblöcken aus DDR-Zeiten umstellt, ist es schwer zu finden. Oder es ist die Konfession: Nicht mal zehn Prozent der Berliner gehören der katholischen Gemeinde an. „Nur hin und wieder kommen Beter“, sagt Pfarrer Joachim Birkenhahn. Seit mehr als 35 Jahren betreut er die kleine Gemeinde. In der sonntäglichen Messe drängen sich bis zu 120 Menschen auf den alten Holzbänken. Sonst bleibt das Haus meistens leer. Birkenhahn freut sich über jede brennende Kerze im Seitenschiff. „Dann hat wieder jemand dem lieben Gott Guten Tag gesagt.“

Judique Drive zündet jeden Tag eine Kerze an. Die 29-jährige aus Haiti legt ihren grauen Regenmantel sorgfältig über die Gebetsbank, kniet sich auf das alte Holz - und begibt sich in eine andere Welt. Laut liest sie haitianische Verse aus ihrem kleinen Gebetsheft, dabei bewegt sie ihren Oberkörper vor und zurück. Wieder und wieder. Plötzlich springt sie auf, ballt die rechte Hand zur Faust und schluchzt. Es wirkt nicht wie ein Gebet, sondern wie ein lebendiges Zwiegespräch. Dann stimmt Judique ein langsames Klagegedicht an. Ihre dunkle Stimme füllt den Saal. Sie weint.

An manchen Tagen ist sie mehr als eine Stunde hier. „Ich fühle Gott und vergesse die Zeit“, sagt sie später in gebrochenem Englisch. „Beten ist für mich so wichtig wie Atmen.“ Wenn Judique flehend ihr Gebet spricht, richtet sie ihre großen Augen stets auf das dunkle Holzkreuz, das direkt über dem Altar hängt. Dort stehen Gebetsprüche und Psalme, eine Art Spickzettel für Gottesdienste. Unter der Überschrift Friedensgebet steht: „Jesus Christus, schau nicht auf unsere Sünden, sondern auf den Glauben deiner Kirche.“

In St. Nikolas schaut ein aus Stein gemeißelter Jesus auf eine große Palme

herab. Meist ist die Palme das einzige Stückchen Leben an diesem verlassenem Ort. St. Nikolas ist eine Insel der Stille – mitten in der pulsierenden Großstadt.

Mittag für Mittag bringt Judique Leben in diese Stille. Sie genießt die Einsamkeit zwischen den Bänken. Glauben hat sie bisher anders erlebt. Die karibischen Kirchen sind bunt, laut und lebendig. „Die Menschen bei mir zu Hause haben viele Probleme und suchen Hilfe bei Gott“, sagt Judique. Sie zog vor einem halben Jahr nach Berlin, um Wirtschaft zu studieren. Zwischen Seminaren und Vorlesungen nimmt sie sich Zeit für ihren Glauben. Sie betet meist allein.

Klickt man auf dem Internetportal des Bezirks Friedrichshain auf das Thema Religion, öffnet sich eine zweite Seite mit einem bemerkenswerten Aufbau: Der erste Link führt zu einem Ratgeber für den Kirchenaustritt, erst dann sind die evangelischen und katholischen Gemeinden verzeichnet.

Judique glaubt, die Deutschen seien einfach zu beschäftigt für Kirche. „Dabei reicht schon eine Minute“, sagt sie, „es kommt nur auf dein Herz an.“ Ihre dunkelbraunen Augen erinnern an die Augen Josefs. Nur leuchten sie schöner.

Nico Pointner

Ohne Worte DIE ZEHNJÄHRIGE INA ENTDECKT FRANKREICH AUF EIGENE FAUST

Es ist wahnsinnig heiß, wie immer hier im August. Nur die Brise vom nahen Atlantik macht die Hitze erträglich. Kerstin und Bernd Neumann aus Zwickau haben mehr als 1800 Kilometer mit dem Auto zurückgelegt, als sie im französischen Marennes ankommen. Sie fahren die rote Lehmstraße zum Haus der Bergerons hinauf. Plötzlich rennt ihnen ein blondes Mädchen entgegen. Sechs Monate haben Neumanns ihre Tochter Ina nicht gesehen. Man sieht, dass sie den Sommer an der Küste verbracht hat. Ihre Haut ist tiefbraun, die blonden langen Haare sind noch heller als sonst. „Ina hat mich ganz fest gedrückt und lange nicht losgelassen“, erinnert sich Kerstin Neumann.

Von Februar bis August 2006 hat Ina als Austausch-Schülerin in der französischen Kleinstadt gelebt. Eine bewusst gewählte Auszeit. An sich nichts Besonderes. Doch Ina ist erst zehn Jahre alt.

Die gemeinnützige Organisation *En Famille Schüleraustausch e.V.* vermittelt seit zehn Jahren Grundschüler an französische Gastfamilien. Bis zu 25 Kinder pro Jahr verbringen sechs Monate in Frankreich, dann kommen die Aus-

tauschpartner nach Deutschland. Meist sind die Kinder acht bis zehn Jahre alt.

„Wir wussten erst nicht, ob es das Richtige für unsere Tochter ist“, sagt Kerstin Neumann, die das Angebot von *En Famille* in einer Elternzeitschrift entdeckte. Die 36-Jährige war begeistert von der Vorstellung, dass ihr Kind in einem fremden Land leben und eine neue Sprache lernen würde. Auch Ina ist sofort Feuer und Flamme. Nach der Anmeldung geht alles Schlag auf Schlag. Zur Bewerbung gehört ein Gutachten des Klassenlehrers über die schulischen Leistungen ebenso wie ein detaillierter Vorstellungsbogen der Familie. *En Famille* sucht dann in einem langwierigen Prozess die passende Austauschfamilie für Ina.

Nach regem Briefverkehr besuchen die Neumanns im Januar 2006 die zukünftige Gastfamilie. In Marennes lernt Ina ihre Gastschwester Carla Bergeron und deren Eltern kennen. „Es war als würden wir uns schon ewig kennen“, erinnert sich das aufgeweckte Mädchen. Damit steht ihrem Auslandsaufenthalt nichts mehr im Weg.

Knapp zwei Monate später fährt sie dann mit gepackten Koffern wieder

nach Marennes. Das Lieblingskuscheltier darf mit, die Bibi-Blocksberg-Kassetten müssen in Zwickau bleiben – damit sie sich so schnell wie möglich an die neue Sprache gewöhnt.

Heimweh hat Ina kaum. „Ich habe mich so gefreut, dass ich alleine da bleiben durfte“, erzählt sie. Für sie ist alles ein großes Abenteuer. Zu ihrer französischen Familie gehören sechs Geschwister. Nach der Schule baden die Kinder oft im Swimmingpool im Garten. Mit der gleichaltrigen Carla teilt sie sich ein Zimmer. Schon nach kurzer Zeit nennt sie ihre Gastgeberin *maman* und *papa*. Wie ihren eigenen Kindern geben sie auch Ina jeden Abend einen Gutenachtkuss.

Ina spricht anfangs kein Wort Französisch. „Ich habe einfach auf die Gegenstände gezeigt“, erklärt Ina stolz. An den Wochenenden fährt sie mit ihrer Familie zum Zelten, Segeln und Ponyreiten. Unter der Woche geht sie mit Carla in die Schule. „Die Kinder müssen sich in einer fremden Sprache und Kultur zurechtfinden“, sagt Annette Handke von *En Famille Deutschland*. „Deshalb verspüren sie einen starken



Drang, sich zu integrieren und die neue Sprache zu lernen.“

Nach ein paar Wochen spricht Ina erste zusammenhängende Sätze, nach zweieinhalb Monaten kann sie sich problemlos unterhalten. Gegen Ende des Aufenthalts geht sie als Französin durch. „Manchmal habe ich sogar auf französisch geträumt“, sagt sie und lacht.

Seit August ist Ina wieder zu Hause. Den Wechsel ins Gymnasium hat sie

problemlos gemeistert. „Ich bin froh, wieder zu Hause zu sein“, sagt Ina. „Ich vermisse aber meine französische Familie.“ Ende Februar kommt Carla nach Zwickau. Für sechs Monate wird sie mit Ina das Zimmer, die Schulbank und die Familie teilen. Ina freut sich schon.

Nana Gerritzen

Der Weg ist das Ziel ROADMOVIES ALS FLUCHT VOR DER GESELLSCHAFT UND EINE REISE INS INNERE

Es dämmt. Eine endlos lange Straße zieht sich durch die kalifornische Wüste. Zwei Motorradfahrer fahren auf ihren Harleys dem lilablauen Horizont entgegen. Wie moderne Cowboys durchstreifen sie auf ihren Stahlpferden die karge Landschaft. Außer ihnen ist weit und breit kein Mensch zu sehen. Zu hören ist bloß das konstante Brummen der Motoren. Hier auf dem Highway, weit von der Hektik des Großstadtlebens entfernt, genießen die Männer ihre lang ersehnte Freiheit – Freiheit im Handeln, Denken und Fühlen.

Die Szene stammt aus dem Roadmovie-Klassiker *Easy Rider* von Dennis Hopper, der 1969 für viel Furore sorgte. Das Abenteuer der Biker Billy und Wyatt spielte weltweit mehr als 60 Millionen Dollar ein und machte die Straße für eine ganze Generation zum Symbol für Unabhängigkeit. Es folgte eine Welle von Roadmovies, die immer wieder die Flucht von der Gesellschaft the-

matisierten. Es verblüfft, dass dieses Genre ausgerechnet in den Vereinigten Staaten entstand. Denn vom Stil ähnelt das Roadmovie eher dem europäischen Kunstfilm als den Blockbustern aus Hollywood. Höhepunkte sind dünn gesät, das Erzähltempo ist schleppend und auch die Protagonisten passen so gar nicht zum US-amerikanischen Mainstreamfilm. Sie sind keine Helden, sondern Außenseiter, die ihr Leben nicht in den Griff bekommen. Sie ziehen los, um etwas zu erleben, oft ohne ein konkretes Ziel vor Augen zu haben.

Für den deutschen Regisseur Wim Wenders macht gerade das den Reiz des Genres aus: „Natürlich gibt es permanent Reiseziele“, sagt der 61-Jährige. „Aber der Genuss des Reisens lag für mich immer nur im Unterwegs-Sein selber.“ Nicht nur in Wenders Roadmovies wie *Paris, Texas* von 1984 gerät das Ziel zur Nebensache. Sobald die Charaktere die Schranken der Gesellschaft hinter

sich lassen, begeben sie sich auf die Suche nach ihrer eigenen Identität.

Das Roadmovie eignet sich ebenfalls zum Gesellschaftsbild. *Easy Rider* zum Beispiel erscheint pünktlich zum Höhepunkt einer politisch brisanten Ära: Hippies stellen das konservative Wertesystem auf den Kopf, die Black Panthers kämpfen für die Rechte der Afro-Amerikaner, und es wird zum ersten Mal mit harten Drogen gehandelt. Dennis Hoppers Low-Budget Streifen sprach diese Konflikte zwischen Modernität und Tradition offener an als jeder Film zuvor. So schaffte er eine neue, provokante Perspektive auf Land und Zeit und zeichnete damit ein noch nie da gewesenes Porträt der USA.

In den vergangenen Jahren hat die Anzahl der US-Roadmovie-Produktionen stark nachgelassen, dennoch ist das Genre noch lange nicht verstaubt. In Lateinamerika erlebt es derzeit mit Filmen wie *Motorcycle Diaries* über die Reise des

jungen Ché eine neue Blüte. Doch auch bei uns wecken Hektik und Stress die Sehnsucht nach Abenteuer und Auszeit. Und wenn man gerade keine Harley in der Garage stehen hat, ermöglicht das Roadmovie vom Sofa aus, in eine andere Welt einzutauchen.

KLASSIKER UND MEHR

Easy Rider (1969)
Nachdem sie dank eines Drogendeals zu zwei Harleys kommen, machen sich die beiden Provinzler Billy und Wyatt auf den langen Weg von Mexiko nach New Orleans. Dabei erleben sie Sex, Drugs and Rock n' Roll in Reinform.

Bonnie & Clyde (1967)
Basierend auf einer wahren Begebenheit erzählt Arthur Penn die Story des berühmten Gangsterpärchens. Das gelangweilte Kleinstadtmädchen und der junge Bankräuber starten gemeinsam ihren Raubzug durch den Mittleren Westen.

Paris, Texas (1984)

Wim Wenders inszeniert die Geschichte des mysteriösen Harry, der ziellos durch die texanische Wüste irrt. Als er in einer vereinsamten Bar das Bewusstsein verliert, kommt ihm sein Bruder zu Hilfe. Gemeinsam machen sie sich auf die Suche nach Harrys Vergangenheit

Y tu Mamá También (2001)

Zwei Teenager und eine attraktive 28-Jährige, die gerade von ihrem Ehemann betrogen wurde, begeben sich auf einen Roadtrip quer durch Mexiko.

Broken Flowers (2005)

Der notorische Single Don Johnston erfährt durch einen anonymen Brief, dass er Vater eines Sohnes sein soll. Also fährt er quer durchs Land und statet jeder seiner Verflorenen einen Besuch ab.

Marco Woldt

Time Out NUR WAS FÜR SCHLAFFIS

„Auszeit“, brüllt der kauzige Trainer mit Basecap wild gestikulierend. Im nächsten Moment formt er seine Hände zu einem T. Diese klassische Szene gehört zu jedem amerikanischen Highschoolsportfilm. Meist hat vorher die gegnerische Mannschaft extrem unfair gespielt und den Helden mehrfach auf unerlaubte Weise gestoppt oder – in der perfideren Variante – einfach direkt umgehauen, um ihm mal ordentlich Respekt einzuflößen. In solch kritischen Momenten gibt es in einigen Sportarten die Möglichkeit der Auszeit. Der Trainer motiviert sein Team mit einer knackigen Ansprache, um dabei die Siegertaktik einzubläuen und die Kampfeslust zu wecken.

Allerdings scheinen Auszeiten im Sport etwas sehr Amerikanisches zu sein, existieren sie doch nur bei Basketball, Eishockey und American Football – allesamt hauptsächlich im Land der unbegrenzten Möglichkeiten populär. Moment, wird der eine oder andere jetzt sagen, diese Sportarten werden doch auch hier gespielt! Das ist zwar richtig, aber mal im Ernst: Wer guckt sich den Kram hier schon an? Der amtierende Deutsche Meister im American Football, die Braunschweig Lions – in den vergangenen zehn Jahren immer im Finale des German Bowl vertreten und damit so etwas wie der Bayern München des Football – kann für die letzte Saison gerade mal mit einer durchschnittlichen Zuschauerzahl von 8.617 Besuchern aufwarten. Zum Vergleich: Der mit nur einem einzigen Sieg aus den ersten 17 Spielen der Hinrunde schon so gut wie abgestiegene Zweitligafußballverein Eintracht Braunschweig erreichte trotz grottenschlechter Kickerei einen Schnitt von 17.133. Und ganz abgesehen von den Zuschauerzahlen: Im deutschen Fernsehen ist die German Football League nahezu nicht existent – genauso wie die Deutsche Eishockey Liga und die Basketball Bundesliga.

Aber wie sieht es nun mit den in Europa populären Sportarten aus? Hier sucht man die Auszeit vergeblich. Beim Fußball existiert nur die Halbzeit – diese ist allerdings von vornherein festgelegt. Fußballer sind eben noch echte Männer und benötigen keine Pausen für popelige Taktikneuordnungen. Entweder man ist von Anfang an wie ein Sieger eingestellt – oder eben nicht. Zusätzliche Verschnaufpausen sind da nur was für Schlaffis.

Allerdings kann man die WM 2006 – das großzügige und dabei so uneigennützigste Geschenk unseres Kaisers

– durchaus als eine Art Auszeit für die deutsche Seele betrachten. Seltsam ist daran nur, dass es uns Deutschen, sobald wir uns eine kollektive Hirn-Auszeit nehmen, zumeist daran gelegen ist, den Polen „eins auf die Fresse“ (Klinsmann) zu geben.

Auch beim Tennis gibt es keine Auszeit – die kurzen Seitenwechselferien sind festgelegt und zählen daher nicht. Nicht mal der väterliche Coach darf auf der Bank sitzen, Mannschaftskämpfe ausgenommen. Klare Sache: Wer von alleine nicht kapiert, dass er sich mit seiner momentanen Taktik auf der Verlierstraße befindet, hat es einfach nicht verdient zu gewinnen.

Bleibt noch der Golfsport. Dieser ist allerdings so lahm geartet, dass er in sich schon eine Art Auszeit darstellt. Vielleicht mag dies der Grund dafür sein, dass Golf medial nicht präsent ist – trotz mehr als einer halben Million deutscher Golfer.

Beim Handball ist es wie beim Basketball. Eine Minute pro Spiel dürfen die Spieler verschnaufen. Allerdings teilt der Handball das Schicksal von Basketball. Sportarten, die in den miefigen Turnhallen der Schulzeit praktiziert werden, will hierzulande einfach kein Schwein sehen. Zappt man zufällig durch die Dritten Programme und stößt dort auf ein Handballmatch, scheint es nach altem Turnbeutel zu müffeln. Oder ungeduschten Sechstklässlern – je nachdem. Zudem sind die dauerhaften Quietschgeräusche, verursacht von Gummisohlen auf Gummiböden, absolut nichts für verkaterete Sonntagnachmittage.

Spiele mit Auszeit interessieren in Deutschland also niemanden. Im Prinzip entspricht die Auszeit einfach nicht unserem Verständnis von Sport. Da heißt es fighten bis zum Umfallen und gleichzeitig taktische Überlegungen anzustellen. Splittet man dies in zwei verschiedene Disziplinen, wird es zu einfach und damit uninteressant. Außerdem ziehen Auszeiten die Spiele nur unnötig in die Länge. Der deutschen Gründlichkeit zufolge hat ein Spiel eben 90 Minuten zu dauern. Aber hier ist der Ball ja auch noch rund und nicht eierförmig.

Michael Schmidt



Rausnominiert

Heidi Klum

Das immerschlanke, hobbyschwangere Supermodel geht mit ihrer Eva-Herman-Attitüde inzwischen wirklich jedem auf den Keks. Nicht nur weil sie hyperaktive Tanzlehrer auf unschuldige Mädchen hetzt, muss sie jetzt auf die Wartebank.

Crazy Frog

Stellvertretend für alle nervigen Klingelton-Werbungen darf sich diese Lederjacken tragende 3D-Amphibie aus dem Hause Jamba auf sein nicht vorhandenes Motorrad setzen und für immer verschwinden. Brmmm.

Tokio Hotel

Ach, wie süß: Grimmassenziehende Grundschüler, die sich als Rocker verkleiden und dazu schreien. Inzwischen sind der kleine Bill und seine lustige Truppe fast erwachsen. Es ist höchste Zeit, dass sie aus dem Kinderparadies abgeholt werden.

Brangefina

Als ob es nicht besorgniserregend genug ist, als Pärchen auf eine Person reduziert zu werden! Hollywoods adoptionswütiges Elternpaar Nummer 1 setzt noch einen oben drauf. Weil Jolie von einer großen Regenbogenfamilie träumt, wird gerade geprüft, wie viele der 2,2 Milliarden Kinder sie zu sich nehmen darf. Wir sagen: Geht doch für immer in Elternzeit.

Mediamarkt-Schwein

Der schäbige Elektrodiskounter zieht mit seiner Chauvinistensau das Image des gemeinen Hausschweins und den König von Deutschland in den Sumpf des TV-Irrsinns. Geiz ist geil, aber diese Kampagne saubillig. Bringt das Ferkel zum Schlachter.

JETZT SEID IHR DRAN!

Zum 1. April 2007 sucht creativevillage neun Kreative mit Kopf und Teamgeist. In sechs Monaten lernt ihr drei der innovativsten Medienunternehmen Deutschlands kennen. Bei der UFA Film & TV Produktion, der Werbeagentur Scholz & Friends Berlin und der Tageszeitung taz absolviert ihr je zweimonatige Praktika. Doch creativevillage bietet mehr: Zusätzlich zu den Praktika erstellt ihr eine taz-Beilage, dreht einen Kurzfilm und startet eine eigene PR-Kampagne. Zusätzlich besucht ihr Kurse bei der KLARA-Journalistenschule und dem Adolf-Grimme-Institut. Dafür bekommt jeder 400 € im Monat und sammelt eine Menge Erfahrungen. Bewerbungsschluss für das 20. Semester ist am 7. Februar 2007. www.creativevillage.de

Impressum:

V.i.S.d.P. creativevillage 19
c/o Scholz & Friends Berlin
In der Dampfbrotbäckerei
Wöhlerstraße 12/13
10115 Berlin



gestaltet von Florian Fischer